

Von der Notwendigkeit
zu feiern

Die Philosophie des Festes

Josef Isensee

Jedes Kind weiß aus angeborenem Instinkt, dass es ein Menschenrecht auf eine Geburtstagsfeier hat und worauf sich dieses Recht gründet. Einmal im Jahr will es ganz im Mittelpunkt der Familie stehen. Alle sollen es in seiner Einzigkeit und Einmaligkeit wahrnehmen. Nicht etwa, weil es besondere Vorzüge aufwies oder weil es besondere Leistungen erbracht hätte, sondern einfach deshalb, weil es da ist. Alle Gratulationssprüche haben den einen Sinn: „Es ist gut, dass es dich gibt.“ Das Kind, noch ganz in Übereinstimmung mit sich selbst, nimmt die Zuwendung der anderen entgegen und sieht sich von ihnen angenommen, so, wie es ist.

Dieser naive Drang, zu feiern und sich feiern zu lassen, wird im Laufe der Entwicklung gebrochen durch Reflexion. Was an Instinktsicherheit verloren geht, muss ausgeglichen werden durch Gründe. Doch die Gründe, nach denen der Erwachsene sucht, der Intellektuelle zumal, sind zunehmend solche, die ihm helfen, den Feiern, die Konvention und Kalender ihm nahelegen, zu entgehen. Und das nicht unbedingt aus Bescheidenheit oder aus Sparsamkeit, auch nicht notwendig deshalb, weil er nicht an die steigende Zahl seiner Jahre und nicht an die wachsende Nähe zum Lebensende erinnert werden möchte. Die eigentliche Ursache liegt tiefer. Er will sich nicht feiern lassen, weil er mit sich selbst und auch mit seiner Umwelt nicht im Reinen lebt und er selbst weder glaubt noch von anderen hören will: „Es ist gut, dass es dich gibt.“

Wer mit sich selbst hadert, hat nicht die moralische Vorleistung erbracht, die nach Romano Guardini der Mensch erbringen muss, um moralische Reife zu erlangen: die Annahme seiner selbst, wie er von Alter und physischer Ausstattung, von Natur und Herkunft, in der Begrenztheit seiner Individualität nun einmal ist. Der Akt der Selbstannahme enthält ein Moment von Askese: „... ich muß auf den Wunsch verzichten, anders zu sein, als ich bin; gar ein anderer als der, der ich bin. ... Ich soll damit einverstanden sein, der zu sein, der ich bin. Einverstanden, die Eigenschaften zu haben, die ich habe. Einverstanden, in den Grenzen zu stehen, die mir gezogen sind. ... Ich kann mich selbst nicht erklären, noch mich beweisen, sondern muss mich annehmen. Und die Klarheit und Tapferkeit dieser Annahme bildet die Grundlage alles Existierens.“⁴¹ Wer diese Vorleistung verweigert, droht in Selbstverneinung zu versinken, in die Sünde der Traurigkeit. Bei Georges Bernanos heißt es: „Es ist schwer, sich selbst zu verachten, ohne Gott in sich zu beleidigen.“ Die Annahme seiner selbst bildet die Bedingung der Möglichkeit einer Feier. Wer mit sich selbst hadert, kann schwerlich mit anderen feiern und sich feiern lassen.

Das gilt nicht nur für das Individuum, sondern, mutatis mutandis, für die Nation. Die deutsche Nation tut sich schwer, sich selbst zu akzeptieren, wie sie von ihrer irreversiblen Geschichte her ist. Sie sucht ihrer Identität zu entrinnen. Angesichts der NS-Schmach ist ihr Selbst-

bewusstsein gebrochen. Schon der Appell eines Bundespräsidenten, „unverkrampft“ zu sein, klang den national Verkrampften obszön. Sie haben sich die Soziologenschelte der *Unfähigkeit zu trauern* zu Herzen genommen und die Fähigkeit zu feiern eingebüßt. Staatliche Feiern mutieren zu Trauerarbeit. Die Regierenden absolvieren am Nationalfeiertag, der heute zur Grundausstattung eines jeden Staates gehört, lustlos das Pflichtpensum an Reden und Protokoll, unter strenger Überwachung durch *political correctness*, dass nicht zum Jubel ausarte, was doch nur als Mahn- und Bußritual statthaft sei.

Die Deutschen bekennen sich zu der Schuld, die sie durch Untaten an anderen Völkern und an der Menschheit auf sich geladen haben. Nur durch schonungslose Aufrichtigkeit können sie sich selbst wiederfinden. Gleichwohl lohnte es sich, darüber nachzudenken, ob nicht – mit allen Vorbehalten und aller Vorsicht, die bei einer Analogie angebracht sind – ein wenig von der Einsicht Guardinis, die sich auf das Individuum bezieht, auf die Nation übertragbar ist: dass das Gericht, das der Mensch über sich selbst hält, niemals die fundamentale Achtung aufheben darf, die er sich selbst schuldet, und dass Reue, eine der mächtigsten Ausdrucksformen unserer Freiheit, nicht zur Preisgabe des Selbst führen darf.²

Die Mühsal des staatlichen Feierns gründet auch in der staatlichen Verfassung. Die Republik ist die Staatsform des Wortes. Ihr fehlt die sinnliche Dimension des Anschauens und des Rituals, wenn man vom militärischen Zeremoniell absieht, das hierzulande freilich als mehr oder weniger genierlich wahrgenommen wird. Die verbalistische Verkürzung trifft die Deutschen besonders hart, weil ihnen im Unterschied zu ihren romanischen Nachbarn die Gabe der Rhetorik nur in spärlicher Dosis zugeteilt wurde. Völlig neu ist der Sachverhalt aber nicht. Im Jahre 1807, vor zweihundert Jahren also,

schrieb Goethe: „... was die öffentlichen Feierlichkeiten betrifft, so teilt sich die Welt wirklich in eine Tages- und Nachtseite, und leider befinden wir uns auf der letzteren.“ Goethe sah den Ausgleich in der privaten Feier: dass wir alle Ursache haben, „unsere inneren Familien- und Freundeslusttage recht fromm zu begehen“.³

Vitale Volksfeste

So prekär staatliche Feste geraten, so fröhlich und vital fallen die Feste aus, die das Volk sich selbst gibt, Kirmes und Karneval, Jahrmarkt und Oktoberfest. Die Volksfeste erhoben sich nach Kriegsende zum Erstaunen der Besatzungssoldaten rasch wieder zum munteren Leben, als die Städte noch in Trümmern lagen und die Einwohner noch auf Hungersration gesetzt waren. Immer wieder entzündeten sich aus allgemeiner Begeisterung spontane Volksfeste, so beim Fall der Berliner Mauer. Zum nationalen und zugleich kosmopolitischen Fest gerät den Deutschen die Fußballweltmeisterschaft 2006. Über Nacht verschwindet, womit sie zuvor sich selbst gequält und andere genervt haben: masochistische Bußrituale und psychopathisches Bemühen, der eigenen Identität zu entrinnen. Auf einmal walten heiteres Selbstbewusstsein und gelassene Weltoffenheit jenseits von nationalistischer Überhebung und postnationalistischem Selbsthass. Im sportlichen Wettstreit der Nationen bekennen sich die Deutschen zu ihrer Nation und erweisen sich gerade deshalb als liebenswürdige Gastgeber, denen fremde Nationen herzlich willkommen sind, denen sie die Siege gönnen, ohne darum den Jubel über die eigenen Siege zu unterdrücken. Fahne und Hymne – nun nicht mehr frugale Staatssymbole, sondern Ausdruck freudiger Übereinstimmung und jugendlicher Unbekümmertheit, frei von den Regeln des Protokolls, des Geschmacks, der *political correctness*: eine anarchodemokrati-

sche Großgemeinde, in der Einheimische und Zuwanderer, Deutsche und Türken zusammenfinden. Die Woge nationalen Glücks überrollt den grämlichen Protest, überstimmt den angelernten deutschen Jammerton und beendet die Bürgerpflicht zu nationaler Verklemmtheit. Halcyonische Tage, in denen sich Deutschland „wie ein anderes gutes Land“⁴ fühlt und der staunenden Welt zeigt, dass es ein solches wirklich zu sein vermag.

Das kultische Urbild

So unsicher sich der Staat zeigt, Feste zu feiern, so sicher ist die Kirche. Die Kirche hegt und sie erfüllt die Sonn- und Feiertage, die einfachen und die hohen Feste, die „heiligen Zeiten“, die sich über den Werktag erheben. In ihrer Botschaft liegt etwas von vornherein Festliches: die Überwindung irdischer Not und Sünde, die Ausrichtung auf das ewige Heil. In der Liturgie nimmt der Geist sinnliche Gestalt an. Das zentrale Ereignis der Kirche, die Eucharistie, stellt sich dar als Feier. In sie gehen ein Leid und Glück des Menschen, Geburt und Tod, Sünde und Vergebung. Wer das Messopfer feiert, nimmt sich selbst an als von Gott gewollt und zum Heil berufen. Er bejaht sich als Person und als Teil der von Gott geschaffenen und erlösten Welt. Die liturgische Feier ist ein Akt der Affirmation. Affirmation aber ist die Grundvoraussetzung jedweden Festes.⁵ Das religiöse Fest ist repräsentativ für das Fest überhaupt, dessen erhabenste Form es bildet.⁶ Auch historisch gesehen, bildet das kultische Fest das Urbild, das sich im weltlichen Raum in unzählbaren Erscheinungen verwirklicht. Was aber ist ein Fest?

Das Fest lebt aus dem Kontrast zur Alltagswelt. „Tages Arbeit! Abends Gäste! / Saure Wochen! Frohe Feste!“⁷ Das Fest hebt sich von der Alltagswelt ab und über diese empor als die außer-alltägliche, die höhere Daseinsform. Schon in seinem äußeren Erscheinungsbild hält es zu ihr Dis-

tanz, durch den „festlich“ geschmückten Raum, die „festlich“ gedeckte Tafel, die „festlich“ gewählte Kleidung. Das Wort „festlich“ steht für kulturelles Niveau, oberhalb der Sphäre des praktisch Nützlichen und der bloßen Funktionalität, in der Sphäre des zweckfrei Schönen. Das Fest verfolgt keinen Zweck. Vielmehr ist es in sich Zweck. Der Mensch übersteigt das Reich der Notwendigkeiten und tritt ein in das Reich der Freiheit. Eben deshalb besteht die innere Notwendigkeit zu feiern, damit er seine Freiheit von den äußeren Notwendigkeiten erlebt und zu sich selbst findet. Im Fest triumphiert die Person über das Elend der Umstände. Wer die Last des Alltags trägt, braucht das Fest, um den Alltag auszuhalten. Er erhält, wie es im Alten Testament vom Sabbath heißt, die Freiheit zum „Atemholen“.⁸

Im Wort „feiern“ steckt auch die Bedeutung des Nicht-Arbeitens. In der Tat: Feier und Arbeit schließen einander aus. Wer feiert, lässt die Arbeitswelt, ihre Zwänge und Anstrengungen, hinter sich. Im Fest ruht die Arbeit. Doch zehrt es von ihren Früchten. Es genießt.

Der Einwand liegt nahe, dass die Vorbereitung und Durchführung eines Festes doch Arbeit machten den Organisatoren, Ordnern, Mundschenken, Köchen, Kellnern. Die Arbeit sorgt für die Voraussetzungen des Festes, doch sie ist nicht dessen Bestandteil. Sie macht sich unsichtbar. Sie wird getan, bevor die Gäste kommen oder nachdem sie bereits gegangen sind. Solange sie aber da sind, in der Feier, erfolgt sie hinter verschlossenen Türen. Wie fern die Kategorie der Arbeit der Idee des Feierns liegt, zeigt die Feier der Eucharistie. Der Priester fungiert nicht als Messwerker und nicht als Liturgiearbeiter, sondern als Zelebrant. Er *feiert* die Messe.

Je drückender und armseliger der Alltag, desto schöner die Freiheitserfahrung im Fest. Es bedarf nicht des materiellen Reichtums, um freudig und glanzvoll zu

feiern. Das zeigen Hochzeitsfeste indischer Kleinbauern und Fronleichnamprozessionen im Mezzogiorno. Wohl aber bedarf es der Muße. Wo der äußere oder innere Zwang zur Arbeit den Einzelnen vollständig versklavt, erlischt die Fähigkeit zu feiern. Widerstand gegen die totale Verwerktäglichen leistet die Institution des Sonntags, das heilige Vermächtnis der jüdisch-christlichen Religion an die säkulare Welt von heute. Die Weimarer wie die Bonner Verfassung schützen denn auch den Sonntag als Tag der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung. Heute droht die Gleichschaltung von Sonntag und Werktag durch den Sog ökonomischer Interessen, die ganzwöchentliche Öffnung der Läden, die permanente Animation zu Konsum, Betriebsamkeit, Rummel, Lärm, Betäubung.

Der Unterschied zwischen Werktag und Festtag wird aber auch eingegeben durch wachsende Freizeit, in der zwischen Samstag und Sonntag, Festtag und Brückentag praktisch nicht mehr unterschieden wird. Doch Freizeit und Urlaub machen noch kein Fest. Muße ist eine Bedingung seiner Möglichkeit, mehr aber auch nicht. Wo es keinen Werktag gibt, wo die Erfordernisse der Daseinserhaltung nicht mehr zu spüren sind, in der Dolce Vita des Playboys, kann sich das echte Fest nicht entfalten. In der Trivialszene der Dauerpartys mag sich wiederholen, was der Historiker in der glänzendsten und raffiniertesten Kultur des Festes beobachtet, die sich an den Höfen des Barock entfaltet hatte: „Das höfische Leben ist ein totales Fest. In ihm gibt es nichts als das Fest, außer ihm keinen Alltags und keine Arbeit, nichts als die leere Zeit und die lange Weile. Und es sieht aus, als ob es der Horror vacui sei, der das höfische Fest erzeugt habe.“⁹

Im Neuen Testament wird das Himmelreich verglichen mit einem unendlichen Gastmahl, einem ewigen Fest. Das Fest also als Metapher für die jenseitige

Seligkeit, ein Vorgeschmack des Paradieses, ein Bild für das endgültige Entrücktsein aus den irdischen Notwendigkeiten. Doch die unendliche und ununterbrochene Dauer ist dem Himmel vorbehalten. Im Horizont des Irdischen wäre es unmöglich, noch nicht einmal wünschbar – das unaufhörliche Gastmahl, als real gedacht, wäre geradezu ein Alptraum. Dem Menschen ist nicht gegeben, dem Reich der Notwendigkeiten dauerhaft zu entrinnen. Im Gegenteil: Das Fest ist seinem Wesen nach nur ein Paradies auf Zeit. Es durchbricht die Herrschaft des Alltags, aber es hebt sie nicht auf.

Seinem Wesen nach hat das Fest einen bestimmten Anfang und ein klares Ende. Zur Kunst des Feierns gehört, zum richtigen Zeitpunkt Schluss zu machen. Nichts ist trauriger als ein Fest, das kein Ende finden will und sich so lange dehnt, bis es schal wird und sein Frohsinn in Katertrübsal versumpft. Kein Karneval ohne Aschermittwoch. „Löblich ist ein tolles Streben, / Wenn es kurz ist und mit Sinn; / Heiterkeit zum Erdenleben / Sei dem flüchtigen Rausch Gewinn.“¹⁰ Die Endlichkeit des Festes erinnert an die Endlichkeit irdischen Daseins. In jedem Kehraus schwingt die leise Warnung aus Eichendorffs Romanze: „Hüt’ dich, Gesell!“¹¹

Erlebnis von Gemeinschaft

Ein Einzelner kann nicht allein und für sich feiern. Das Fest ist ein Akt der Gemeinschaft. In ihm erfährt sich eine Menschengruppe als geistige Einheit. Sie kann sich spontan bilden im Wir-Erlebnis eines großen Ereignisses, so 2006 im Jubel der Weltmeisterschaft auf deutschem Boden. Es kann auch aus einer vorgegebenen Gemeinschaft hervorgehen, aus Familie oder Freundeskreis, Gemeinde oder Verein, geistlichem oder weltlichem Verband. Hier besinnt sich die Gemeinschaft auf ihre Grundlagen und den Sinn ihres Bestehens. Sie beschwört den guten Geist,

der sie zusammengeführt hat und zusammenhält. Das Fest vollzieht Integration. Alles, was trennt, ist aus dem Festraum verbannt, Kontroverse und Machtkampf, Fraktionierung und Polarisierung, Kränkung wie Kritik der Anwesenden. Es ist nicht die Stunde der Auseinandersetzung, sondern des Zusammenseins. Insofern ist das Fest seinem Wesen nach unpolitisch. In ihm wird nicht über die bessere Gestaltung der Welt gestritten, vielmehr die eigene kleine Welt als gut angenommen. Seiner Grundtendenz nach bedeutet das Fest Zustimmung. Das Fest unterscheidet sich von der politischen Demonstration; diese dient dem Zweck, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu erlangen, ihren Beifall einzuwerben oder sie einzuschüchtern.

Eine Festrede rührt nicht an die wunden Punkte der Gemeinschaft, kränkt niemanden, provoziert niemanden und nimmt nicht Partei in der internen Kontroverse. Damit sind ihr Möglichkeiten verschlossen, die gerade den Reiz der politischen Rhetorik ausmachen. Um den Fehler des Polarisierens zu vermeiden, sucht sich mancher Festredner in den gegenteiligen Fehler zu retten: in die freundlichen Gemeinplätze, in die oberflächliche Harmonisierung, die unverfängliche Vereinsmoral, salzlose Kost der Gutmenschen. Der Festredner muss den schmalen Pfad zwischen den zwei Feuern der Provokation und der Einschlaferei finden. Aber er darf sich trösten: Er teilt sein heikles Los mit dem Bundespräsidenten, dem zu Unparteilichkeit und Neutralität, zu Integration verpflichteten obersten Festredner der Republik.

Noch einmal: Zwietracht, Neid, Antipathie, Kritik der Teilnehmer aneinander haben keinen Platz im Fest. Wenn sie sich dennoch einschleichen und regen, ist das Fest verdorben. Dann entsteht jener groteske Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit, wie er immer wieder Thema

der Literatur und des Films, zumal des skandinavischen, ist: das Familienfest als die Stunde der großen Abrechnung und der familiären Selbsterfleischung. Die Perversion des Festes bestätigt seine Idee: Das Fest ist nur möglich, wo Frieden waltet. Die Feier gedeiht nur auf dem Boden allseitiger Sympathie. Freilich lehrt die Erfahrung, dass auch Widersacher der Alltagswelt, etwa Exponenten einander befehdender politischer Parteien, miteinander feiern können. Darin erweist sich, dass die Widersprüche nur relative Bedeutung haben und ein Fundament emotionaler oder sachlicher Gemeinsamkeit vorhanden ist. Die Gegner geben gleichsam das Trennende an der Garderobe ab, ehe sie den Festsaal betreten. Voraussetzung des Festes ist die Versöhnung. Das wird sinnfällig in der Feier der Messe. Zu ihr gehört der Friedensgruß, den der Zelebrant der Gemeinde und deren Mitglieder einander entbieten. Ein feinsinniger Kenner der Liturgie regt an, dass dieser Friedensgruß nicht erst im vorgerückten Gang des Messopfers erfolgen solle.¹² Eigentlich gehörte er ganz an den Anfang.

Freiheit durch Regeln

Das Fest verträgt keinen Zwang, allenfalls den sanften Druck der Familienräson, des Kalenders, der Tradition. Die oktroyierte Feier bedeutet für den Widerstrebenden eine zivilisatorische Folter. Heinrich Bölls Satire von der immerwährenden, ganzjährigen Familienweihnachtsfeier liefert Anschauung. Wer aber, wohlmeinender Pression nachgebend, sich um des lieben Friedens willen an der Feier beteiligt, macht gute Miene zum lästigen Spiel und achtet so das Gesetz, unter dem das Fest steht: das Gesetz der Freiheit. Dieses Gesetz hat keinen Rechtscharakter. Das Recht ist ausgeschlossen aus dem Reich des Festes. Es hat seinen Ort dort, wo sich hart im Raume die Sachen stoßen, wo Interessen widereinander streiten, wo Grenzen zu ziehen sind.

Recht ist da, wo Enttäuschungen unvermeidlich sind. Jenseits dieser Sphäre, in welcher der Mensch *das Recht nötig hat*, liegen die anarchischen Sphären, in denen die Widersprüche des Lebens versöhnt und aufgelöst sind: die Poesie, die Religion, die Liebe – das Fest.

Gleichwohl bedarf das Fest der Regeln, wie das Spiel der Regeln bedarf. Diese heben die Freiheit der Teilnehmer nicht auf; vielmehr finden sie gerade zusammen, um nach bestimmten Regeln zu feiern. Die strengen Regeln des Schachspiels bilden für den Spieler nicht die Schranke seines Spiels, sondern dessen Grundlage. Doch kann dieser hoch entwickelte Intelligenzwettbewerb überhaupt als Analogon für ein Fest dienen, in dem sich gerade das Dionysische entlädt? Die vitalsten Dionysien der Gegenwart, die Tage des rheinischen Karnevals, brechen aus den bürgerlichen Konventionen aus und setzen sich sogar über strafrechtliche Verbote wie die Sachbeschädigung an männlichen Textilien hinweg. Und doch folgen sie ihren eigenen Ritualen: dem Kostümieren, Singen, Schunkeln, Bützen. Der Karneval hat seine gesonderte monarchisch-militärische Organisation mit Prinzen und Garden, Dreigestirnen und Elferräten. Dabei schöpft er aus vitalem Brauchtum.

„The same procedure as every year“ – warum auch nicht? Die Idee des Festes hält sich gleichermaßen offen der Wiederkehr des Liebgeworden-Vertrauten wie der fröhlichen Überraschung und der kreativen Neuerung. Gleichwohl findet das Fest seine Regeln eher vor, als dass es sie erfände. Auch das spontane öffentliche Fest wie das der Weltmeisterschaft 2006 greift auf den Fundus der nationalen Symbole zurück, auf Hymne und Fahne. Wie bei allem im Leben gibt es keinen voraussetzungslosen Neuanfang. Wer sich seiner *vita brevis* bewusst ist, wird mit seinem eigenen Erfindungsehrgeiz nicht überfordern, auch nicht im

Feiern. Zur Freiheit des Feierns gehört die Freiheit, sich von innovatorischen Anstrengungen zu entlasten und Traditionen, soweit sie lebensstüchtig und hilfreich sind, fortzusetzen. Doch in glücklichen Augenblicken werden auch neue Regeln geboren. Die neuen wie alten passen sich den jeweiligen Bedürfnissen an, den freudigen wie den traurigen Anlässen, den privaten wie den öffentlichen Veranstaltungen, den staatlichen wie den kirchlichen Ereignissen, dem Kindergeburtstag wie dem Firmenjubiläum.

Der Zeitgeist wehrt sich gegen überkommene Bräuche und gegen ein vorgegebenes Programm. Er setzt auf Kreativität, auf die Geburt des Festes aus der Eingebung des Augenblicks, auf Selbstverwirklichung des Individuums und schöpferische Freisetzung von Subjektivität im Event. Damit verbinden sich wie im modernen Regietheater Neigungen zu Dekonstruktion wie zu autistischem Exzess. Das Streben nach Kreativität greift zuweilen über auf die ehrwürdigen Formen der Messliturgie, die sich von der Frömmigkeit des einzelnen Beters abhebt und objektive, allgemeine Gestalt annimmt und – im hohen Sinne des Wortes – Stil bedeutet.¹³ Doch sie ist kein Gegenstand frommer Basteleien und ehrgeiziger Profilsuche. Gegen den Zugriff moderner Kreativitätsansprüche erhebt ein Theologe Einspruch: Kreativität könne keine authentische Kategorie des Liturgischen sein. „Nur der Respekt vor der Vorgängigkeit und vor der grundsätzlichen Unbeliebigkeit der Liturgie kann uns schenken, was wir von ihr erhoffen: das Fest, in dem das Große auf uns zutritt, das wir nicht selber machen, sondern eben als Geschenk bekommen.“¹⁴ Mit diesem Leitbild der kultischen Feste unvereinbar sind Visionen, dass in einer an sich sinnlosen, durch blinde Evolution entstandenen Welt sich der Mensch eine neue und bessere Welt erschaffe, ein Schöpferium aus Verzweiflung an der

Welt. „In die Liturgie gehört solche Art von Schöpfertum nicht hinein. Sie lebt nicht von den Einfällen des einzelnen oder irgendwelcher Planungsgruppen. Sie ist ganz umgekehrt der Ein-Fall Gottes in unsere Welt, und der befreit wirklich. Er allein kann die Tür ins Freie öffnen.“¹⁵ Der Name des Theologen: Joseph Ratzinger.

Das auf freiwilliger Befolgung selbst geschaffener, außeralltäglicher Regeln auf emotionale Gemeinsamkeit und äußeren Frieden angewiesene Fest ist ein überaus fragiles, störungsanfälliges Gebilde. Die Kulturrevolution von 1968 brachte die Figur des Festverderbers hervor, der in eine Feier eindrang, um diese im Namen seiner eigenen, fest-unverträglichen Ideale zu sprengen, der Regeln des Festes demonstrativ brach, die Feier zur politischen Demonstration umfunktionierte oder in eine Hanswurstiade verwandelte und dem Gespött der Außenwelt auslieferte. Dieser Antifest-Strategie fielen lange Zeit die akademischen Feiern zum Opfer. Als sie wiederauflebten, drängten die studentischen Erben der Kulturrevolution darauf, ihrerseits zu Wort zu kommen. Sie boten dem Rektor als Gegenleistung die Gewähr der Störungssicherheit an. Provokativ, unfestlich gewandt, fand der Studentenvertreter nun das Publikum für seine Publikumsbeschimpfung. Doch dieses ärgerte sich nicht; es amüsierte sich. Der Festverderber reihte sich ein in das Fest, ohne es zu merken, und übernahm die Rolle, die in Shakespeares Tragödien dem Narren zufällt. Selbst diese Episode ist längst Geschichte geworden, weitab der universitären Wirklichkeit von heute. Die paradigmatische Bedeutung bleibt.

Im Fest finden Spiritualität und Sinnenfreude zusammen. Ohne die eine wie ohne die andere vermag es nicht zu leben. Das geistlose kollektive Besäufnis ist ebenso wenig ein Fest wie das reguläre, ernsthafte Universitätsseminar oder die als Symposium ausgeflaggte fachwissen-

schaftliche Tagung. Anders jedoch das Symposion, das Platon schildert: ein Fest, auf dem Geist wie Gaumen genießen, das Wahre gesucht und dem Schönen gehuldigt wird. Das Fest erhebt sich über den rohen Genuss zu kultureller Gestalt, aber es verbleibt in der Sinnenwelt. Zu ihm gehören das Mahl, aber auch das Ritual, die Musik, der Tanz, der Schmuck. Es hat notwendig eine ästhetische Dimension. Die Rationalität stößt hier an ihre Grenze. Die reine Vernunft vermag kein Fest auszurichten. Fantasie und Geschmack, Instinkt und Gemüt müssen sich hinzugesellen.

Die Liturgie bildet das große Beispiel. Der Raum, in dem sie sich vollzieht, ist keine Funktionshalle, sondern gebaute Gestalt des Glaubens, ein Gotteshaus. Alle Sinne, Gehör, Gesicht und Geruch (Weihrauch!), werden berührt. Die heiligen Geräte wie die geistlichen Gewänder sind aus kostbarem Material kunstvoll gearbeitet. In der Dramaturgie der Messfeier lebt die ästhetische Formkraft von Jahrtausenden – lebendiges Weltkulturerbe. Die Liturgie umgibt sich mit Kunstwerken, und sie bildet selbst ein Kunstwerk.¹⁶

Anhauch von Wahnsinn

Alle Jahre wieder, wenn zu Silvester sich brave Bürger in leidenschaftliche Feuerwerker verwandeln und den mitternächtlichen Winterhimmel mit Funken sprühenden Girlanden verzaubern, überkommt die Philister, insbesondere solche in kirchlichen Ämtern, der Jammerreflex, das in Festraketen verpulverte Geld hätte besser den Hungernden in Afrika gespendet werden müssen („Brot statt Böller“), ohne irgendein Gespür dafür, dass gerade das Feuerwerk vitaler Ausdruck von Tugenden ist: der Lebensfreude, der Hoffnung, des Zukunftswillens, flammendes Zeichen der Zustimmung zur Welt. Die Festverderber predigen eine Moral der Rechenhaftigkeit in heikler

Nähe zu der Klage eines Apostels über Maria Magdalena, sie hätte das Öl, mit dem sie Jesu Füße salbte, besser für dreihundert Silbergroschen verkauft und den Erlös den Armen gegeben; der Anmahner der Caritas hieß übrigens Judas Iskariot.¹⁷ Rechenhaftigkeit ist der Idee des Festes schlechthin unverträglich. Sie kennt kein Kosten-Nutzen-Kalkül. In jedem Fest steckt ein Moment der Verschwendung. Die bescheidene bürgerliche Geburtstagsfeier enthält davon noch Spurenelemente. Auch wo die Speisen, Getränke und Geschenke ökonomisches Maß halten, waltet ein höfliches Übermaß an Freuden-, Sympathie- und Dankesbekundungen. Das alles liegt freilich unendlich weit ab von den orgiastischen Feiern des Altertums, wie Nietzsche sie beschwört: „Im Fest ist einbegriffen: Stolz, Übermut, Ausgelassenheit, der Hohn über alle Art Ernst und Biedermännerei; ein göttliches Jasagen zu sich selbst aus animaler Fülle und Vollkommenheit – lauter Zustände, zu denen der Christ nicht ehrlich ja sagen darf.“, sagt Nietzsche.¹⁸ Das gilt freilich nur für Christen, deren Christentum in Ernst und Biedermännerei aufgeht. Jedenfalls hält sich die Idee des Festes dem dionysischen Prinzip ebenso offen wie dem apollinischen. Welches Prinzip auch regiert – zum Fest gehört ein Anhauch von Wahnsinn.

Das Fest atmet die Freude derer, die es feiern. Freude lässt sich nicht organisieren.

„Nicht das ist das Kunststück, ein Fest zu veranstalten“, schreibt Nietzsche, „sondern solche zu finden, welche sich an ihm freuen. Meistens ist ein Fest ein Schauspiel ohne Zuschauer, ein Tisch voller Speisen ohne Gäste.“¹⁹ Nur wo gemeinsames Hochgefühl waltet, wird das Fest möglich. Das bedeutet nicht, dass nur glückliche Ereignisse Grund eines Festes sein können. Tod und Unglück gehören dazu. In der Trauerfeier weitet sich die Trauer der Einzelnen zur allgemeinen Trauer der Gemeinde. Die Empfindung geht ein in Form. Diese schafft Distanz zu dem Schmerz, den der Einzelne erleidet, wehrt den zudringlichen Blicken, überdeckt das Leid mit einem Schleier der Schonung und verleih ihm objektive Würde. So erhebt sich auch die Trauerfeier über die Trübsal des Alltags. „Selbst die Totenfeier, Allerseelentag und Karfreitag könnten niemals den Charakter der Feier haben, es sei denn auf dem Grunde der Gewissheit, dass Welt und Dasein aufs Ganze gesehen im Lot sind. Wenn es keinen ‚Trost‘ gibt, dann ist der Begriff ‚Trauerfeier‘ ein Widerspruch in sich selbst.“²⁰ Jede Feier ist in ihrem Wesen affirmativ. In jedwedem Fest, das seinen Namen verdient, regt sich jene Heiterkeit, wie sie Schiller der Kunst – im Unterschied zum Ernst des Lebens – zuspricht, übrigens im Prolog zu einem Trauerspiel.

Feiern heißt, Gott und die Welt in ihrem Gut-Sein rühmen.

¹ Romano Guardini, Die Annahme seiner selbst, 1960, S. 13, 14, 16. ² Guardini (N1), S. 20 ff. ³ Brief an K. F. von Reinhard, 16. November 1807, in: Goethe, Werke, Weimarer Ausgabe, IV. Abteilung, 19. Bd., 1895, S. 454. ⁴ Bert Brecht, Kinderhymne. ⁵ Joseph Pieper, Über das Phänomen des Festes, 1963, S. 12, 18, 32, passim. ⁶ Nachw. G. Lieberg und W. Siebel, Fest, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 2, 1972, Sp. 938 ff. ⁷ Johann Wolfgang von Goethe, Der Schatzgräber. ⁸ Ex 23, 12. ⁹ Richard Alewyn, Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste, 1985, S. 7 ff. (Zitat: S. 14). ¹⁰ Johann Wolfgang von Goethe, Der Kölner Mummenschanz. Fastnacht 1825. ¹¹ Joseph von Eichendorff, Der Kehraus. ¹² Joseph Ratzinger, Der Geist der Liturgie, 2002, S. 146 – unter Berufung auf Mt 5, 23-25. ¹³ Zur Liturgie als Spiel Romano Guardini, Vom Geist der Liturgie (1918), 201997, S. 39 ff. ¹⁴ Ratzinger (N 12), S. 144. ¹⁵ Ratzinger (N 12), S. 145. ¹⁶ Zur ästhetischen Dimension der Liturgie Guardini (N 13), S. 63 ff.; Ratzinger (N 12), S. 99 ff. ¹⁷ Joh 12, 4-8. ¹⁸ Friedrich Nietzsche, Aus dem Nachlaß der Achtzigerjahre, in: ders., Werke, 3. Bd., 1963, S. 429. ¹⁹ Friedrich Nietzsche, Nachlaß 1875–1879, 41 (37), in: ders., Kritische Studienausgabe, 1999, Bd. 8, S. 588. ²⁰ Joseph Pieper (N 5), S. 12.